

Die KI als Verhinderungsbibliothekarin

Die Botschaft der Sprachmaschine

Wir suchten ein bestimmtes Buch, dessen Signatur wir im Katalog der Bibliothek gefunden hatten. Auf dem Weg zu diesem Buch sahen wir unweigerlich auf die Rücken anderer Bücher. Einige zogen wir aus dem Regal. In einigen lasen wir uns fest. Einige liehen wir uns aus, zusätzlich zu dem Buch, das wir eigentlich gesucht hatten.

Das ist lange her. Heute gehen wir nicht mehr in die Bibliothek, wir befragen das Internet. Auch da aber hängeln wir uns an den Links entlang, die unsere Suchanfrage ergab, klicken auf diesen und jenen und machen dabei die gleiche Erfahrung wie damals in der Bibliothek: dass es verschiedene Perspektiven auf ein Thema gibt und dass man die Frage auch anders stellen kann, als wir es getan haben. Und je nachdem, wie groß unser Interesse und unsere Neugier sind, folgen wir wieder den verschiedenen Pfaden und gehen dabei wieder andere Wege als andere Nutzer.

Diese Zufallsbegegnungen, dieses entdeckungsfreudige Blättern und Klicken fällt weg, wenn die KI das Suchen übernimmt. Jetzt schaut sie sich all die Texte an, die es zu unserem Thema gibt. Jetzt beantwortet sie unsere Frage. Das ist so, als würden wir der Bibliothekarin sagen, was uns interessiert, und sie zeigt uns nicht etwa den Weg zum entsprechenden Regal, sondern verstellt uns diesen und gibt gleich selbst die Antwort, denn sie kennt alle Bücher in ihrer Bibliothek auswendig. Und wenn wir eine Nachfrage haben, beantwortet die Bibliothekarin uns gern auch diese.

Kann sein, dass sie uns auf verschiedene Möglichkeiten, unser Thema zu betrachten, hinweist. Aber wie ausgewogen ihre Auskunft auch

sein mag, es bleibt bei dieser einen Auskunft. Wir erfahren weder, wie andere Bibliothekare die Pros und Kontras der vielen Bücher zusammenfassen, noch wird uns klar, wie wir selbst dies tun würden, würden wir uns noch zwischen die Regale begeben oder hinter die Links. Aber wir interagieren nicht mehr mit den verschiedenen Texten und den Stimmen in ihnen. Wir haben nur noch mit der Bibliothekarin zu tun, mit einem KI-Bibliothekar namens GPT, Gemini, Claude oder, in China, Ernie.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Natürlich war unser Umgang mit Wissen auch vor der KI nicht völlig frei von Vermittlern. Irgendjemand musste ja entscheiden, welche Bücher in der Bibliothek stehen. Auch die Linkliste von Google folgt bestimmten Kriterien und Geschäftsinteressen. Wissensvermittlung ist immer verstrickt in Machtstrukturen. Aber mit KI bekommt das noch einmal eine ganz neue Qualität. Das „Dilemma der direkten Antwort“ – so der Titel einer kritischen Studie zum dialogischen Suchmodell – liegt darin, dass die Vielfalt der Welt auf *eine* Perspektive reduziert wird, auf die der Sprachmaschine.

Dieser Einwand mag jene irritieren, denen eine effiziente Wissensverarbeitung alles ist. Warum um Himmels willen sollte man denn nicht die Verarbeitung all der vorhandenen Daten zu einem Thema einer Technologie überlassen, die das nachweislich viel besser kann als wir? Wieso sollte eine Technologie, die uns das Wissen noch in seinen fernsten Winkeln zugänglich macht und wohlgeordnet präsentiert, unseren Umgang mit Wissen gefährden? Weil es manchmal gar nicht um das Ergebnis geht, sondern um den Weg: um die Entwicklung einer Fertigkeit. In dieser Hinsicht kann die KI auch ein Verhinderungswerzeug sein – das uns *jetzt* zwar nützlich ist, auf Dauer aber scha-

det. Und es beginnt damit, dass die KI durch ihre schnelle Antwort die Neugier zerstört, wie Erziehungspsychologinnen fürchten: Denn der Mensch ist so, dass er sich schnell zufrieden gibt, sobald er eine einigermaßen plausible Antwort erhalten hat.

Auch *das* wäre eine Botschaft der Sprachmaschine, mit der wir kaum gerechnet haben: das Ende der Neugier. Zumindest wird die Neugier in neue Bahnen gelenkt, in von der KI bestimmte Bahnen. Denn selbst die Fragen, die sich nach einer Antwort ergeben könnten, gibt nun die KI vor. Bei Perplexity sind es Fragen, die andere Nutzer in diesem Kontext gestellt haben, ChatGPT schlägt ab Version 40 selbst Fragen vor. Die Neugier wird durchaus wachgehalten, aber so, dass wir nur noch auf sie klicken müssen.

Ähnlich verhält es sich beim Umgang mit wissenschaftlichen Texten. Auch hier übernimmt die App das Lesen für uns, und zwar erstaunlich gut. Googles *NotebookLM* spuckt nach wenigen Sekunden ein annotiertes Inhaltsverzeichnis aus, eine Zusammenfassung mit Belegstellen sowie die wichtigsten Themen aus dem Text, denen man weiter nachgehen könnte. Denen *NotebookLM* nachgeht, klickt man auf eines dieser Themen. Selbst einen Podcast produziert die App, in dem sich zwei menschlich klingende Computerstimmen podcast-mäßig locker über den Text unterhalten, als hätten wenigstens sie ihn von vorn nach hinten gelesen.

Natürlich sehen wir uns die Texte dann auch selbst an. Oder zumindest die Belegstellen. Einige jedenfalls. Also, wenn die Zeit es erlaubt. Aber alles selber lesen? Den ganzen Text? Das wird bald so „von gestern“ sein wie heute das Briefeschreiben. Und wenn man sich auf diese Weise innerhalb einer Stunde den Inhalt von fünf Aufsätzen erschließen kann, deren Lektüre sonst mehr als einen Tag kosten würde, wer kann da widerstehen?

Und wer nicht einmal die Texte, die *NotebookLM* für uns liest, selbst suchen will und sowieso gar keine Lust hat, aus deren Einsichten einen eigenen Text zu basteln, der gibt einfach einem Content-Generator wie *TeraBox* das entsprechende Thema vor; sagen wir: „Werteausstattung von Sprachmodellen und Kulturmampf“. Mehr braucht es nicht. Sekunden-schnell haben wir eine detaillierte Gliederung für einen längeren Essay, die wir modifizieren

können, bevor wir auf „Generate Essay“ klicken. Nach circa fünf Minuten erhalten wir eine plausible, gut lesbare Argumentation von rund 7.000 Wörtern samt akademischen Referenzen und Literaturverzeichnis. Da fragt man sich wirklich, warum man überhaupt noch selbst schreiben muss. Und manche werden sich auch fragen, bis wann man das noch kann.

Man mag es beklagen, aber so funktioniert Geschichte: Etwas geht verloren, etwas anderes kommt hinzu. Und die Sprache reflektiert die Veränderung, indem sie neue Begriffe hervorbringt: wie *TL;DR* für „Too Long; Didn't Read“: Zu lang, habe ich nicht gelesen. Die Tech-Industrie reagiert entsprechend und baut mittlerweile Zusammenfassungen und allerlei Abkürzungen im Schreibprozess standardmäßig in ihre Hard- und Software ein.

Und der nächste Neologismus steht schon vor der Tür: *TL;DW* für „Too Long; Didn't Watch“: Zu lang, habe ich nicht angeschaut. Inzwischen fehlt die Geduld selbst für bewegte Bilder. Die App, die hier Hilfe verspricht, heißt *MyLens*. Sie fasst Videos zusammen, liefert zentrale Zitate, stellt inhaltliche Bezüge her, offeriert Gegenargumente und verweist auf Schwachstellen in der Argumentation. Auch hier ist nichts am Ergebnis *eigene* Arbeit. Nicht einmal die Kriterien für die Plausibilität der Argumentation habe ich selbst bestimmt. Und so unterstelle ich meinen Zugang zum Wissen dieser Welt einer Instanz, deren Grundsätze ich weder durchschau noch kontrolliere. Apps, die schleichend meine geistige Souveränität unterlaufen. Denn sie sind das gerade nicht, was *MyLens* behauptet zu sein: *meine* Brille.



Auszug aus Roberto Simanowskis Publikation „Sprachmaschinen. Eine Philosophie der künstlichen Intelligenz“, München, 2025, S. 30–34